

**Sprachvergleichende Beiträge zur griechischen und lateinischen Grammatik.** Erster Theil. Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt von **Georg Curtius**, Dr. phil. Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin bei Besser, 1846. XIV und 359 Seiten. 8°.

---

Wer aus Hrn C. früheren Leistungen desselben Grundsätze in der Behandlung grammatischer Stoffe bereits kennt, wird schon aus dem angeführten Titel eine im Allgemeinen richtige Vermuthung über die im vorliegenden Buche befolgte Methode sich bilden können. „Nicht in einem Meere vergleichenden Stoffes“ wollte der Vfr. „die Individualität der beiden Sprachen zerfließen lassen, sondern nur das, was zur Erläuterung des historischen Verlaufs wesentlich beitrug, aus den verwandten Sprachen herbeiziehen. Da der Vfr. nicht sowohl zur vergleichenden, als zur besonderen Grammatik der classischen Sprachen einen Beitrag geben wollte, hielt derselbe es für wichtig diese beiden Sprachen durchaus als Mittelpunkt festzuhalten und sich im Vergleichen möglichst zu beschränken“ (pg. X). Jeder Philologe wird Demjenigen Dank wissen, der es in dieser Weise unternimmt die durch Sprachvergleichung gewonnene Methode auf die klassischen Sprachen anzuwenden und somit auch für Solche die Früchte umfassenderer Sprachforschung zugänglich zu machen, deren Kenntniß sich auf das Griechische und Lateinische beschränkt. Fragen wir ferner, wie der Vfr. diese seine Aufgabe gelöst habe, so trage ich kein Bedenken das Curtius'sche Buch den glücklichsten Leistungen im Felde der grammatischen Litteratur beizuzählen. Der

Man ist verständig angelegt, die Ausführung geistvoll und klar. Das Neue, was das Werk enthält, können wir um so mehr als sicheren Gewinn hinnehmen, da der Vfr. überall eine kritische Genauigkeit an den Tag legt, in welcher sich die Früchte eines gründlichen Studiums der klassischen Philologie wohl erkennen lassen. Daß durch eine solche kritische Sichtung auch bereits Erforschtes theils hier und da modificirt wird, theils jedenfalls an Autorität gewinnt, wird wohl Niemand in Abrede stellen.

Es liegt nicht in meiner Absicht Capitel für Capitel der Curtius'schen Schrift hier durchzugehen. Das Meiste ist unseres Erachtens treffend gefaßt, so daß eine Erwägung desselben so ziemlich auf eine Wiederholung dessen hinauslaufen würde, was Jeder mit ungleich größerem Nutzen im Buche selbst lesen mag. Zwar bin ich auch hier und da mehr oder minder anderer Ansicht als der Vfr. oder möchte Dieß und Jenes zugefugt sehen; doch ziehe ich es vor eine jedenfalls sehr umfangreiche Exposition des Einzelnen Anderen anheim zu stellen und gehe also nur auf einige allgemeine Betrachtungen ein.

Was die Beschränkung des zu vergleichenden Stoffes betrifft, so scheint es gerade in der Sprachvergleichung nicht leicht zu sein besonnenes Maß zu halten, ungenaue Vergleichen und flüchtige Einfälle zu vermeiden, durch deren massenhaften Andrang wir nicht selten völligen Mangel an Methode und große Unklarheit entstehen sehen. Sind doch bisweilen die sprachvergleichenden Bücher solche wimmelnde Ameisenhaufen, solche lieblich zusammengeworfene Massen, daß man es Niemandem verargen darf, der sich schon vom bloßen Anblicke derselben abschrecken läßt. Nichts davon im vorliegenden Buche. Hier herrscht rechtes Maß und eine saubere Ordnung tritt uns wohlthwendig entgegen. Freilich ist es kein Wunder, wenn einer diesen schmalen Pfad der Gerechten verfehlt, da es schwer ist, nur das Nothwendige aus dem reichen Stoffe auszuscheiden, den umfassendere Sprachstudien immer zuführen. Und letztere lassen sich nicht wohl umgehen, schon der Begriff der Sprachvergleichung erheischt sie. Denn das Wesen der indogermanischen Sprache kommt nur in sämmtlichen, diesem Stamme angehörigen Sprachindividuen

zur Erscheinung; bald hat diese, bald jene Sprache etwas Ursprüngliches erhalten. Ein ähnliches Verhältniß wie bei den Primärsprachen zeigt sich aber wiederum bei den secundären. So erscheint z. B. im Romanischen, im neueren Slawisch u. s. w. gar Manches, sich durch Vergleichung als alt Documentirende, das wir in dem, was von den zu Grunde liegenden älteren Sprachen (hier vom Lateinischen und Altslawischen) auf uns gekommen ist, vergeblich suchen. Auch hier können wir also der späteren Entwicklung nicht entzathen, wenn wir ein möglichst vollständiges Bild der alten Form uns entwerfen wollen. Lautgeschichtliche Untersuchungen machen ohnedieß die Betrachtung des ganzen Verlaufs der Sprache nothwendig. Unser Tadel betrifft also nicht die umfassende Ausdehnung der Sprachvergleichung an sich, sondern vielmehr jenes Zusammenraffen von allen Weltenden her ohne strenge Beachtung der Lautgesetze; kurz den Mißbrauch, zu welchem an sich erspriessliche umfassende Studien so leicht verführen können. Wenn wir von Beschränkung reden, so verstehen wir darunter die sorgfältige, zweckmäßig sparsame Auswahl aus dem vergleichbaren Stoffe, nicht aber die geflissentliche Vernachlässigung gewisser Sprachen. Zwar bietet das an ursprünglichen Bildungen außerordentlich reiche Sanskrit der Sprachvergleichung vorzüglich viel Material; da überdieß Griechisch und Lateinisch sich besonders nahe stehen und zu gegenseitiger Erklärung geeignet sind (wie etwa Indisch und Iranisch, Lettisch und Slawisch) so wird eine Behandlung lateinischer und griechischer Spracherscheinungen der Hauptsache nach mit der Zuziehung des Indischen ausreichen. Nicht selten wird aber dennoch selbst da, wo nur das Nothwendige beigebracht werden soll, der angegebene Kreis überschritten werden müssen, wie auch Hr. C. nach jeweiligem Bedürfnisse auf andre, als die eben genannten Sprachen verweist, wiewohl dergleichen in sehr engen Gränzen gehalten ist. So würde pg. 101 f. die Entstehung von  $\sigma$  und  $\zeta$  aus Dentalen und Gutturallen mit folgendem  $j$  wahrscheinlich anders und mit größerer Sicherheit erklärt worden sein, wenn der Vfr. der historischen Entwicklung verwandter Erscheinungen in anderen Sprachen genauer nachgegangen wäre. Pg. 106 wird eine Form gesucht um  $\dot{\upsilon}\sigma\sigma\epsilon = \delta\alpha\alpha\epsilon$  zu erklären und der Vfr. sub-

stittirt aus dem indischen akschi mit richtiger Divination ein älteres aki. Es lag aber nahe die erschlossene Form aus der littauischen Sprache (die an Alterthümlichkeit oft mit dem Sanskrit wetteifert) anzuführen, wo sie das gewöhnliche Wort für Auge ist; litt. awis (Schaaf); grch. ἄκτις = akis: ὄκτις, dessen Dual also regelrecht ὄοσε für ὄκτις lautet. Hier haben wir einen Fall jener Vertheilung des ursprünglichen Sprachguts.

Wenden wir uns zu der vom Vfr. getroffenen Eintheilung des Stoffes. Der Behandlung der Tempora und Modi (pg. 124—282) ist eine Reihe von Abhandlungen (pg. 1—123) vorausgeschickt, deren erste, Einleitung überschrieben, uns den Standpunkt des Vfr. im Allgemeinen angiebt und zur Betrachtung des Verbums als eines Haupttheils der Sprache hinführt. Der zweite Abschnitt behandelt die Personalendungen, der 3te den Bindenvokal, der 4te die Verstärkungen des Stammes, der 5te, umfangreichste, die Eintheilung der griechischen und lateinischen Verba in 7 Klassen, von denen die 1ste den Verbalstamm im Praesens gar nicht, die 2te durch Zulaut (Guna), die 3te durch Nasalirung, die 4te durch Reduplication, die 5te durch t, die 6te durch einen J-laut, die 7te durch σκ, sc verstärkt. Ein kurzer 6ter Abschnitt ist den abgeleiteten Verbis gewidmet, worauf nach einer, die zu treffende Haupteintheilung rechtfertigenden Zwischenbemerkung die erste Abtheilung (pg. 124—276) folgt, enthaltend a) die einfachen Tempora, zu welchen Praesens, einfaches Augmentpraeteritum, ein Theil der Aoristbildungen, Reste eines lateinischen einfachen Imperfects, Perfectum und einfaches Nusquamperfectum gehören; b) die einfachen Modi. Hier kommen nach einer Einleitung der griechische Coniunctiv, der griechische Optativ, der Coniunctiv und das einfache Futurum der Römer so wie der Imperativ im Griechischen und Lateinischen zur Sprache. Die zweite Abtheilung (pg. 277—359) hat die durch Zusammensetzung gebildeten Tempora und Modi zum Gegenstande. Auch hier ist eine allgemeine Einleitung der Behandlung des Einzelnen vorausgeschickt. Wie in der ersten Hauptabtheilung gehen die Tempora den Modis voraus. Zu den ersteren rechnet der Vfr. den zusammengesetzten Aorist der Griechen, das zusammengesetzte Imperfectum der Römer

das theils auf *ui* und *vi*, theils auf *si* gebildete, zusammengesetzte Perfectum im Lateinischen, das griechische Futurum, das zusammengesetzte Futurum der Römer, die Futura und die Aoriste des Passivs im Griechischen, das zusammengesetzte Plusquamperfectum der Griechen und Römer und das griechische und lateinische Futurum exactum. Die zusammengesetzten Modi theilt der Vfr. in die Modi der zusammengesetzten Tempora im Griechischen, den Coniunctiv des Imperfects im Lateinischen, den Coniunctiv des Perfects im Lateinischen und den Coniunctiv des Plusquamperfects. Das Ganze schließt mit einem Rückblicke auf die gefundenen Resultate.

Die dieser Disposition zu Grunde gelegte Haupteintheilung der Tempora und Modi in einfache und zusammengesetzte ist wegen des durchaus verschiedenen, bei jenen zwei Bildungsarten der Verbalformen in Anwendung kommenden Principis aus der Sache selbst hergenommen und trägt somit viel zu einer deutlichen Einsicht in die grammatisch-historischen Verhältnisse bei. Der Unterschied von Wortbildung und eigentlicher Zusammensetzung ist der, daß die Bestandtheile der Letzteren von fertigen Worten hergenommen sind, die Erstere aber den Wortstämmen gewisse Sprachelemente anfügt, die zwar gewöhnlich auch als Basis selbstständiger Wurzeln erscheinen, aber doch nicht in Form jener Wurzeln, sondern in ganz einfacher, ich möchte sagen abstracter Gestalt bei der Wortbildung in Gebrauch kommen. Und träte auch diese einfachste Form mit einer wirklich vorkommenden Wurzel zusammen, so kann man doch oft nicht glauben, daß erst dann Bedürfniß nach der Wortform oder Wortklasse eintrat, zu welcher das betreffende Sprachelement verwendet ist, als jenes andre Wort, aus dem es herausgenommen wäre, wenn wir in ihm eine vollständige Wurzel erblickten, schon in Form und Bedeutung fertig war. Daß es an Uebergängen zwischen Wortbildung im engeren Sinne und Zusammensetzung nicht fehlt, begreift sich von selbst; doch kann dieß nicht hindern in der Darstellung Beides zu sondern. Mit dem Agglutiniren schon fertiger Wörter pflegte man in der Wortbildungslehre nicht selten viel zu freigebig zu sein und auch da Zusammensetzung anzunehmen, wo sie entschieden zu leugnen ist; bisweilen freilich kann es zweifelhaft erscheinen, welche von beiden Annahmen die richtigere sei. Nehmen wir auch hier wieder ein Beispiel aus dem vorliegenden Buche. Pg. 250 ff. handelt der Vfr. vom griechischen Optativ. Er setzt ihn unter die einfachen Modi und zwar, wie ich glaube, mit gutem Rechte, obwohl er sich gegen die Ansichten Anderer, die diesen Modus für zusammengesetzt erklären, nicht entschieden ausspricht. Wopp sieht nämlich in dem Charakter des Optativs die Wurzel *i* wünschen, Andre die Wurzel *i* gehen. Das Richtige hat Herr C. unzweifelhaft angedeutet, wenn er sagt, daß eine Verwandtschaft der Bedeutung existire zwischen *i* und *i* und daß Beide aus gemeinsamer Quelle entstanden sein könnten.

Obgleich an derselben Stelle der Vfr. sagt, daß wir hier an jenem äußersten Rande unserer Erkenntniß ständen, über den hinauszugehen niemand ungestraft versucht habe und auf Quintilian verweist, der unter die Tugenden eines Grammatikers auch die rechnet, nicht Alles wissen zu wollen — ein Satz über dessen allgemeine Richtigkeit wir Herrn C. und seinem Gewährsmanne vollkommen beipflichten —, so möge es uns doch verstattet sein in diesem speciellen Falle jenen verpönten Schritt zu unternehmen und eine Deutung des *i* zu versuchen. Zugleich haben wir hier eine Gelegenheit, das oben über Wortbildung und Zusammensetzung Gesagte durch ein Beispiel zu erläutern. Ist nämlich der Optativ aus *i* wünschen oder *i* gehen gebildet, so ist er zusammengesetzt, weil dann eine fertige Wurzel angefügt wäre. Ebenfalls eine Zusammensetzung würden wir annehmen, wenn wir ihn von der fertigen Form des Relativpronomens ja ableiten wollten. Vielmehr aber schreiben wir dem Laute *j* (*i*) an sich eine Bedeutung zu und zwar die relative. Als relatives Element bildet dieses *j* 1) das relative Pronomen im Sanskrit (*ja*) mit seinen Derivaten und Stellvertretern in verwandten Sprachen; 2) liegt es in derselben Bedeutung den Verbalwurzeln *i*, *jā* gehen, *i* wünschen (*adire*), zu Grunde; 3) dient es ungemein häufig in der Wortbildung.\*) Man denke an die sanskr. Objectiva und Substantiva auf *ja* mit ihren entsprechenden Vertretern in den anderen Sprachen, welche in Form und Bedeutung mit den semitischen Adiectivis *relativis* (الاسم النسبية, المنسوب) übereinstimmen. Ferner gehört hierher das persische *اصافة* *يا*, nicht minder der, im Slawischen die definite Declination bildende Zusatz. Nicht zu übersehen sind die zahllosen mit *j* gebildeten oder abgeleiteten Verba aller indogermanischen Sprachen (im Griechischen die auf *ζω*, *λω*, *σσω*, *τιω*, *αιρω*, *αινω*, *ωω*, *εω*, *ωω* etc. cfr. pg. 87 ff. des vorliegenden Buchs; die gothischen auf *jan*, im Sanskrit die 10te Classe etc.). Schon der flüchtigste Ueberblick führt uns eine Masse hierhergehöriger Erscheinungen zu; eine nur etwas genaue Untersuchung zeigt eine sehr große Fülle von Wortbildungen, in welchen sich in Form und Bedeutung jenes relative *j* erkennen läßt. Dieses *j* halte ich, wie gesagt, für die gemeinsame Quelle aller angeführten Erscheinungen; oder vielmehr es läßt sich aus diesen abstrahiren, daß die Sprache mit dem genannten Laute das Gefühl des Relativen verband. Mehnlich verhält es sich natürlich mit andern Sprachelementen, so scheint *t* (mit den anderen Dentalen) positive, *a*, *i*, *u* demonstrative Bedeutung zu haben, wovon der Nachweis eben so wenig, als die Anführung fernerer Beispiele hierher gehört. Folgt aus dem ausgedehnten Gebrauche

\*) Das fert. Passivum gehört nicht hierher. Bedeutung und späte Entstehung weisen ihm einen Platz unter den wirklichen Zusammensetzungen an.

des j in der angegebenen Bedeutung innerhalb der indogermanischen Sprachen sein ursprünglich's Vorhandensein in dieser Sprachklasse, so führt sein Vorkommen in den semitischen Sprachen darauf hin, schon in der Sprachperiode, als noch nicht einmal die Hauptstämme der Sprachen sich abgesondert hatten seine Existenz vorauszusetzen. Dieses relative Grundelement glaube ich nun in der griechischen Dptativbildung (so wie in den entsprechenden Formationen der verwandten Sprachen z. B. dem lat. Coniunctiv auf *im*) anerkennen zu müssen und aus diesem Grunde stimme ich Hrn. C. vollkommen bei, wenn er diesen Modus zu den einfachen zählt.

Wenn der Vfr. pg. 9 ff. 125. 282. und sonst ein Princip ausspricht und zur Anwendung bringt, demzufolge nicht jeder lautlichen Entwicklung eine Bedeutung zugeschrieben wird, so müssen wir ihm vollkommen Recht geben. Namentlich ist Alles hürüber in der Einleitung (pg 9 ff.) Gesagte (bis auf die letzten Worte, wovon nachher) durchaus treffend bemerkt und verdient eine ernstliche Beherzigung von Seiten aller Grammatiker. Die Sprache bringt nach eigenthümlichen Lautgesetzen oft Veränderungen hervor, die bisweilen den Anschein von Wortbildungszusätzen haben, aber (und dieß ist ihr charakteristischer Unterschied von wirklich bedeutungsvollen Formationen) gleichgültig in welcher Klasse von Worten eben da erscheinen, wo die lautlichen Bedingungen dazu vorhanden sind (im Griechischen z. B. ein, auslautenden Vocalen beigefügtes  $\gamma$ , ein vor andre Consonanten geschobenes  $\sigma$ , wovon im Buche selbst die Rede ist pg. 21. 228 f.). In solchen Fällen sehen wir mit Hrn. C. bloß phonetische Elemente. Wenn aber der Vfr. sein Princip weiter dahin bestimmt, daß die Sprache eine anfangs bedeutungslose lautliche Fülle geschaffen habe, welcher erst später Bedeutung ward, oder, wie es an einer anderen Stelle in ähnlichem Sinne heißt, nicht ein bewußtes Streben nach einem Ziele treibe die Formen hervor, sondern die Sprache erzeuge durch einen unbewußten Trieb die Formen und bilde sie später zur besondern Anwendung aus, so gestehe ich einen solchen Proceß mir nicht denken zu können. Bewußt, d. h. nach einem Reflexionsakte geschieht freilich Nichts in der Natur, auch ein bewußtes Streben nach einem Ziele findet in diesen Sphären nicht statt. Ein rein bedeutungsloses, bloß lautliches Schaffen der Sprache aber anzunehmen, führt zum sprachlichen Materialismus. Der Vfr. scheint dieß selbst gefühlt zu haben, da er sein Princip nur da geltend macht, wo ihm eine andere Deutung fehlt. Oder ist es nicht nach jenem Princip eine vollkommene Inkonsequenz z. B. die Dehnung des Bindevokals (p. 244) das Augment (p. 125 ff.) und vieles Andere nicht nach demselben Grundsatz als „anfangs bedeutungslose Lautfülle“ zu betrachten? Der Vfr. leugnet mit Recht ein absichtliches, bewußtes Schaffen der Sprache, aber was hindert uns, wie in der ganzen Natur, so auch in der Sprache immanente

Gesetze anzuerkennen, Form und Bedeutung als unzertrennbar von einander zu betrachten? Jener unbewußte Trieb, von dem der Vfr. spricht, ist allein hinreichend um eine Form und ihre Bedeutung zu schaffen; der von Hrn. C. postulierte Proceß, demzufolge dieser Trieb erst die Form und dann hinterher die Bedeutung geschaffen haben soll, ist eine unbegreifliche Trennung des an sich Identischen. So soll die nasalische Erweiterung der Verbalstämme ein rein lautliches Erzeugniß sein, dem erst später die Funktion zuertheilt ward, das Präsens zu bezeichnen. Ich denke mir diesen speciellen Fall anders. Für die ursprünglichsten halte ich die Präsensformen, die durch anretendes nu (vv) gebildet werden. Diese beiden demonstrativen Laute müssen schon frühe in eine Beziehung zur Gegenwart gesetzt worden sein, da die, dieselben enthaltende Partikel nānam, vāv, nūne, nun, eine solche ebenfalls zeigt. Für dieses nu kam dann in abgeschliffenerer Form der bloße Nasal mit dem Verstärkungsvoceal a (-āvo; 3te Classe im Sanskrit: nāmi) in Gebrauch. Ja, wie häufig Verkürzung am Ende durch Zulaut im Stamme ersetzt wird, so ward hier das Verschwinden der nasalen Endung nicht selten durch eine Art nasalen Zulauts (jungo, junagmi etc.) ersetzt \*). Der Vfr. selbst statuirt in Formen wie *kaupāro* mit Recht eine Epenthese des Nasals. Auch ich nehme also wie der Vfr. an, daß alle nasalen Verstärkungen aus einer Quelle herrühren. Daß die Nasalverstärkungen, wie die meisten anderen Präsensbildungen, oft auch in die übrigen Verbal- ja Nominalformen hinübergenommen werden, darf nicht befremden. Von „pronominalen Einschüßeln“ will ich so wenig als Herr C. etwas wissen, eben so wenig aber von bedeutungslosen, bloß lautlichen Entwicklungen, die erst später Bedeutung bekommen; vielmehr hat die Sprache, immanente Gesetze verwirklichend, Form und Bedeutung zugleich realisirende Gestaltungen erzeugt. Daß diese Wortbildungs-laute außerdem oft auch Verbal- und Pronominalwurzeln zu Grunde gelegt sind, davon war oben die Rede. Form und Bedeutung sind eben unzertrennlich, mit dem Einen ist das Andre gesetzt, oder vielmehr, es sind von uns gebildete Abstraktionen, einseitige, dualistische Auffassungen einer und derselben Sache, wie denn überhaupt unsre ganze Anschauungs- und Ausdrucksweise das Gepräge eines überall hervortretenden, überall aber auch zu bekämpfenden und wo möglich zu vernechtenden Dualismus an sich trägt.

Obgleich sich im Allgemeinen den vom Vfr. beigebrachten Beispielen und Belegen eine große Vollständigkeit nachrühmen läßt (cfr. Vorrede pg. VIII) so vermiffen wir doch pg. 105 f., wo es vorzüglich auf erschöpfende Darstellung ankam, einige, wenngleich wenige Beispiele. Ob ich alle Beispiele des dort besprochenen scheinbaren Lautwechsels aufgetrieben, weiß ich natürlich nicht. Hr. C. spricht am an-

\*) Das Genauere über die Nasalverstärkung s. in der, das Erklärungsprincip ausgenommen, vortrefflichen Ausführung des Vfr. pg. 53 ff.

geführten Orte von dem scheinbaren  $\sigma\sigma$  für  $\eta j$  und erklärt sich mit Recht entschieden gegen die Annahme dieser Lautverwandlung, da immer ein älterer Guttural zu Grunde liegt. In der That ist der Zetacismus (mit diesem Worte bezeichne ich im engeren Sinne die Verbindung eines  $j$  mit dem vorhergehenden Consonanten, im weiteren, jedwede Veränderung eines Consonanten durch folgendes  $j$  oder  $i$ ) im Griechischen auf die gegenseitige Approximation \*) des  $j$  und der dentalen und gutturalen Consonantencasse beschränkt. Ueberhaupt ist der labiale Zetacismus in den indogermanischen Sprachen selten. Häufig ist er meines Wissens nur in den romanischen Sprachen, sehr selten (die Zetacation ausgenommen, die freilich auch eine Art von Verbindung des  $j$  mit dem vorhergehenden Consonanten ist) im neueren Slavisch, das doch sonst (man denke z. B. an das Polnische!) die wahre Heimath des Zetacismus genannt zu werden verdient; Regel ist er in dem, dem indogermanischen Sprachstamme fremden Tibetamischen. Außer dem vom Hr. beigebrachten Fällen des scheinbaren Labialzetacismus im Griechischen, liesse sich Folgendes noch anführen.  $\text{Ἀοσσέω}$ , wohl aus  $\alpha' = sa$  und der Wurzel  $\epsilon\eta = sak'$  also eigentlich Nachfolger, pedissequus sein. In  $\alpha\omicron\zeta\omicron$  scheint vor  $j$  die Media eingetreten zu sein, also  $\zeta = \eta j$ . Ueber  $\lambda\acute{\alpha}\zeta\omicron\mu\alpha\iota$ , das gewöhnlich von der Wurzel  $\lambda\alpha\beta$  hergeleitet wird, weiß ich vor der Hand nichts Besseres, als es zur Wurzel  $\lambda\alpha\zeta$  zu stellen, wobei man freilich wieder einen Wechsel des auslautenden Gutturals annehmen müßte. Sicher erkennbar dagegen ist  $\nu\acute{\zeta}\omega$ , das ich mit  $nig'$  zusammenstelle. Wie häufig, hat sich auch hier der ursprüngliche Guttural nur im Zetacismus erhalten ( $\zeta = \eta j$ ) während die Wurzel außerdem überall den Labialen zeigt; so in  $\nu\acute{\eta}\pi\tau\omega$  (für  $\nu\acute{\beta}\tau\omega$  wegen des  $\tau$ )  $\chi\acute{\epsilon}\rho\mu\upsilon\psi$  ( $\pi\sigma$  wegen  $\sigma$ , doch  $\chi\epsilon\theta-\nu\acute{\beta}-\omicron$ ). Wir können also die Gleichung aufstellen:  $\epsilon\eta-\iota\sigma\sigma\omega$ :  $\epsilon\eta-\iota\eta-\tau\omega = \nu\acute{\zeta}\omega$ :  $\nu\acute{\beta}-\tau\omega$ ; Ersteres von  $\text{F}\epsilon\eta = vak'$ , Letzteres von  $\nu\acute{\beta} = nig'$ ;  $\sigma\sigma = \eta j$ ,  $\zeta = \eta j$ . Also haben wir hier ein sicheres Beispiel eines scheinbaren Zetacismus der labialen Media, häufiger sehen wir die Tenuis unter gleichen Verhältnissen, wofür Hr. C. Beispiele aufführt. Da auch im Sanscrit die Palatalen Erzeugnisse einer späteren Entwicklung aus den Gutturalen sind, so scheint sich das Gesetz aufstellen zu lassen, daß da im Griechischen die Gutturalis in die Labialis überging, wo sie im Sanskrit palatal ward, und zwar in beiden Sprachen Tenuis in Tenuis, Media in Media; clt.  $vak'$ ,  $\text{F}\epsilon\eta$ ; pan-k'an,  $\eta\acute{\epsilon}\mu\eta\epsilon$ ; kalvāras',  $\eta\acute{\iota}\alpha\nu\eta\epsilon\varsigma$ ; pak',  $\eta\epsilon\eta$  etc.  $nig'$ ,  $\nu\acute{\beta}$ ; hier findet wohl auch  $\beta\acute{\iota}\omicron\varsigma$  für  $\beta\acute{\iota}\text{F}\omicron\varsigma$  aus der Wurzel  $g'iv$  seine

\*) Approximation im Gegensatz zur Assimilation, der völligen Gleichmachung. Durch dieses, freilich etwas barbarische doch, wenn ich nicht irre, deutliche Wort wäre wohl am Besten dem von Hrn. Curtius (pg. 116 in der Note) besprochenen Bedürfnisse abgeholfen.

Stelle, i für i nach Ausfall des F vor folgendem Vokal. \*) In den von Hrn. C. und hier angeführten Fällen des scheinbaren Labialzetacismus weisen demnach die griechischen zetacisirten Formen auf die ursprünglichste Gestalt der betreffenden Wurzeln hin, da hier noch die Gutturalis zu Grunde liegt, die außerdem im Griechischen durch die Labialis, im Sanskrit durch die Palatalis verdrängt ist und wir haben nur des Vfr. Behauptung zu bestätigen daß  $\sigma\sigma$  nicht für  $\tau\eta$  stehe indem wir hinzufügen, daß auch  $\zeta$  nicht =  $\beta\eta$  sei.

pg. 79 werden die lateinischen Verba, welche einer consonantisch auslautenden Wurzel no ansetzen, aufgezählt. Außer den von Hrn. C. verzeichneten sind mir noch pono (pos-no) und cano als hierhergehörig eingefallen. Letzteres ist doch wohl nur aus cas-no (carmen,) entstanden, welchen Ursprung die Sprache jedoch selbst vergessen hat, wie ä und das Beibehalten des n (cecini, canlus) beweisen.

Wir lassen es bei dem Bisherigen bewenden. In der genetischen Anordnung der Verbalformen habe ich zwar eine vom Vfr. (welcher das Präsens als einfachste und ursprünglichste Form annimmt) verschiedene Meinung, doch übergehe ich dieses wie manches Andre, um nicht allzu weiterschweifig zu werden. Auf den eigentlichen Kern des Buches, die Behandlung der Tempora und Modi, findet das oben im Allgemeinen ausgesprochene Lob volle Anwendung, sie zeugt durchaus von scharfsinniger Beobachtung und geistvoller Auffassung. Nicht nur dem Philologen im engeren Sinne, sondern auch dem, der die indogermanischen Sprachen überhaupt zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hat, wird das Buch eine willkommene, mehr oder minder belehrende Gabe sein.

\*) Ueber das Verhältniß von  $\beta\iota\omicron\varsigma$  zu  $\zeta\eta$  bin ich noch nicht recht im Klaren und übergehe es hier deswegen.

Bonn d. 31. Mai 1846.

A. Schleich er.